

Ludwig Tavernier: Der Dombezirk von Brixen im Mittelalter. Bauhistorische Studien zur Gestalt, Funktion und Bedeutung (*Schlern-Schriften* 294); Innsbruck: Wagner 1996; 222 Seiten, 218 Abb., 3 Karten-Beilagen; ISBN 3-7030-0266-2; ÖS 680,-

Der Dombezirk in Brixen, dominiert von der eigentlichen Bischofskirche in Gestalt eines nach 1745 entstandenen gewaltigen Barocksaales mit zwei Fassadentürmen und einem weiträumigen Chorpolygon, suggeriert mit überraschendem Gebäude-reichtum sehr alten Ursprung. Dem Dom sind, mit dem südlich anschließenden Kreuzgang verbunden, zwei weitere Kirchen, die ihren mittelalterlichen Habitus bewahrt haben, zugeordnet, nämlich die Liebfrauenkirche und die Johanneskirche, so daß der Eindruck entsteht, das Bautenensemble bewahre die Erinnerung an eine „Kirchenfamilie“ und stelle die Reminiszenz an eine Entstehung in frühchristlicher Zeit dar.

Daß dieser Eindruck nicht ganz falsch ist, lehrt die Untersuchung von Ludwig Tavernier, obwohl er gleich in seinem Eingangskapitel „Zur Gründungsgeschichte des Dombezirks“ die Anfänge des Bischofssitzes in Brixen erst in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts („seit 967“) datiert. Die Schenkung der „curtis Prishna“ 901 an den Bischof, der seinen Sitz im unteren Eisacktal im etwas abseits gelegenen Säben hatte, konnte zu diesem Zeitpunkt nur der regionalen Aufbesserung der Stellung des Bistums dienen. Nach der Konsolidierung ottonischer Herrschaft und dem verstärkten Interesse Ottos I. an Italien jedoch gewann der Ort an der Brennerstraße strategische Bedeutung, und die Besetzung des Bischofsstuhles mit Personen, die dem sächsischen Hofe nahestanden, führte zur Verlegung und einer neuen Residenz in Brixen; Säben mutierte zur Fluchtburg der Bischöfe.

Tavernier behandelt aber jetzt nicht, was im Anschluß an die Verlegung des Bischofssitzes nach Brixen dort im 10. Jahrhundert gebaut worden sein könnte, sondern beginnt mit dem, was über den romanischen und gotischen Dom zu ermitteln ist. Und zwar sind vor dem Abbruch des mittelalterlichen Gebäudes zum Zwecke des barocken Neubaus bemerkenswerterweise Dokumentationen angefertigt worden: Grabsteine wurden geborgen, die Inschriften abgeschrieben und ihre ursprüngliche Lage in einen eigens angefertigten, 1765 durch Joseph Resch auch publizierten Plan eingetragen. Dieser Grundriß, der den zwischen der Mitte des 12. Jahrhunderts und 1745 gewachsenen Zustand darstellt, dient dem Autor nun zur Analyse der mittelalterlichen, also der romanischen und gotischen Baugestalt. Das Bauwerk hatte (wie der heutige Dom) eine Doppelturmfassade mit Vorhalle, ein dreischiffiges Langhaus, ein Querschiff und einen polygonalen Chorschluß von der Breite aller drei Schiffe des Langhauses; das Chorplateau war über Stufen erheblich erhöht und als abwärts führend gekennzeichnete Stufen geben Hinweis auf eine Krypta. Die Aussagen über die Gestalt der Türme, die eine offene Vorhalle eher flankierend einschließen als vor sich haben, gewinnt Tavernier von älteren Ansichten (Abb. 24 bis 27), die Datierung erfolgt im kunstgeschichtlichen Vergleich mit dem Salzburger Dom des 12. Jahrhunderts, einem Leitbau für die Region, auf die Zeit zwischen 1140

und 1164 (Bischof Hartmann). Das dreischiffige Langhaus besaß einen Stützenwechsel zwischen stärkeren (mit Halbsäulenvorlagen, vgl. San Lorenzo und Dom in Trient) und schwächeren achteckigen Pfeilern (vgl. Stiftskirche in Innichen); Wölbung erscheint nicht ausgeschlossen, doch das gebundene System, das Tavernier (nach Tinkhauser 1861) auf Abb. 11 (mißverständlich) wiedergibt, entspricht nicht den von ihm sonst genannten Vergleichsbeispielen. Die Querarme hält Tavernier, aufgrund alter Ansichten von außen, für niedriger als das Mittelschiff. Das würde die Beibehaltung sehr alter, karolingischer („Typus Steinbach“), um nicht zu sagen archaischer Gewohnheiten bedeuten: Annexe anstelle eines durchgehenden Raumes und keine ausgeschiedene Vierung. Interessant ist das Auftreten von Ziegelmauerwerk oberitalienischer Provenienz (Mailand, Verona) mit einem Steinformat nach trientinischem Fuß (360x200x60 mm) um 1200/10. Die Reste der Krypta wurden 1927 entdeckt.

Den bildlich überlieferten „hohen Chor“, dessen Grundmauern noch die heutigen sind, führte Nikolaus Cusanus, von 1450 bis 1464 Bischof in Brixen, auf. Es muß sich um einen Hallenumgangschor gehandelt haben, dessen innere Struktur wohl der des Chores der Franziskanerkirche in Salzburg (Tavernier nennt St. Lambert in der Steiermark) entsprach. Natürlich stellt sich die Frage nach dem Chorschluß der romanischen Basilika. Mit bemerkenswerter Sicherheit behauptet Tavernier ein dreischiffiges Presbyterium nach 1174, nach einem Brand, der die älteren, offenbar ähnlich gestalteten Ostteile zerstörte.

Nach der rekonstruierenden Beschreibung der Brixener Kathedrale (auf der Grundlage von Reschs Plan) mit den erst nach 1174 neu gebauten Ostteilen und einem schon für die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu erschießenden Langhaus, läßt Tavernier seine Beobachtungen zur Bischofskirche des 11. Jahrhunderts folgen: ein Langhaus mit enger Stützenstellung als „Altlast des Vorgängerbaus“ (S. 76) und Ostteile mit zwei *criptae* genannten Nebenräumen, was eine Analogie zu Cluny II assoziiert. Tavernier bleibt bei der entwicklungsgeschichtlichen Ableitung der mehrschiffigen Presbyterien von Frühformen des Kirchenbaus mit Pastophorien oder Zellenquerbauten. Der Rezensent möchte in ihnen eher eine ursprünglich selbständige Form des Oratoriums früher östlicher Klosteranlagen erkennen, wie sie dann zur Karolingerzeit mit den Dreiapsidensälen auch in der Region der Westalpen überliefert sind. Für Brixen wird jedoch die vom Autor gleichfalls postulierte Abhängigkeit von Oberitalien (Como, Mailand) wahrscheinlicher sein als die von der benediktinisch-cluniazensischen Reform. – Schließlich gibt Tavernier noch einen hypothetischen Hinweis auf die erste Bischofskirche des 10. Jahrhunderts in kreuzförmiger Gestalt mit seitlichen Nebenräumen als einem Typ, der bis zu „frühchristlichen Sakralbauten zurückverfolgt werden kann“.

So merkwürdig es erscheint, daß der Autor seine Darstellung gewissermaßen historisch umkehrt, so richtig ist es methodisch, zunächst jüngere entwickeltere Zustände auf Rezeptionen von bedeutungstragenden Formen bzw. auf Gestaltreflexionen bis hin zur (oft nur andeutenden) Widerspiegelung von Archetypen zu befragen, was dann durchaus zu Aussagen über die Gestalt von Vorgänger- oder Vorbildbauten wie auch über mögliche Beweggründe zu solcher Rezeption berechtigt.

Was den Dombezirk von Brixen bis heute auszeichnet, ist die Bewahrung des Ensembles mehrerer Kirchen (jetzt um den Kreuzgang gruppiert), darin den Sinn (oder die bewußte Anknüpfung?) an frühchristliche Bauanordnungen erkennen lassend. Tavernier behandelt zunächst die Liebfrauenkapelle, die vom Dom an der Südseite nur durch einen schmalen Durchgang zur Klausur getrennt wird, und schließt wieder aus deren heutiger „ungewöhnlichen Gestalt“ auf einen zu Beginn des 13. Jahrhunderts als flachgedeckten Saal mit Halbkreisapsis erneuerten Vorgänger des 12. Jahrhunderts. Die ursprünglich doppelgeschossigen, westlich anschließenden Bauteile wurden erst später (1270) zur Erweiterung genutzt und dienten zunächst in den Obergeschossen als Zugang zur „Westempore der damals (als Folge der Erneuerung des einfacheren Vorgängers?) doppelgeschossigen Kapelle“ (S. 90 f.). Die daran geknüpfte Bemerkung, daß die Kapelle „dadurch Verbindungen zur kaiserlichen Architektur sowie den damit verbundenen Herrschaftsansprüchen der Stauferzeit“ aufweise, entbehrt, so richtig sie sein mag, nicht einer gewissen Klischeehaftigkeit. Es folgen wieder die Untersuchungen und Beobachtungen zu „Gestalt und Funktion“ im 12. und 11. Jahrhundert: Die Kapelle wird als „Oratorium der domus episcopalis“ gedeutet und das Nebeneinander mit dem Dom sehr einleuchtend als „Rückgriff auf den Typus einer Doppelkirchenanlage“ erkannt. Die Bewahrung bzw. bleibende Bezugnahme auf Anlageschemen frühchristlichen Sakralbaues scheint sich in Brixen als bewußter Vorgang herauszustellen.

Noch deutlicher wird das bei der dritten Kirche des Bezirkes, der Johanneskapelle an der Südseite des Kreuzganges. Sie verfügt über ein fast quadratisches Schiff und einen „abgeschnürten Rechteckchor“ mit einer hohen nischenartigen Apsis. Eigentlich handelt es sich aber bei dem „Rechteckchor“ um einen querrrechteckig ummantelten kreuzförmigen Raum, dessen mittleres Quadrat „durch Tromben in einen achteckigen Tambour übergeführt und von einer Kuppel überwölbt“ ist (S. 102). Außen erscheint er als Turm mit achteckigem Aufsatz; die Datierung ins 14. Jahrhundert (wegen der Wandmalerei?) überrascht. Die Wandmalereien im Schiff, die einen (hölzernen?) Emporeneinbau berücksichtigten, entstammen eindeutig dem beginnenden 13. Jahrhundert („1200/10“) und weisen die auch sonst in der Region verbreiteten zeittypischen Byzantinismen auf. Die Ikonographie (Sedes Sapientiae) und die nachweisbare Emporenanlage machen die Johanneskapelle ebenfalls zu einer Herrschaftskapelle, wobei die Absetzung von der Liebfrauenkapelle mit der überzeugend dargestellten gleichen Funktion nicht deutlich wird und eher verwirrt. Auch die Johanneskapelle hat ihren Vorgänger im 11. Jahrhundert. Der Autor entscheidet sich für die „Rekonstruktion ... einer Saalkirche mit Rechteckchor“, hält aber einen Turm über dem Sanktuarium schon in dieser Zeit nicht für ausgeschlossen (S. 121).

Was die Funktion anbetrifft, findet er abschließend doch noch wegen des Patroziniums auf Johannes den Täufer zur Deutung als Baptisterium und verweist auf kreuzförmige Taufkapellen des 10. Jahrhunderts (Augsburg). Gestalt und Funktion der Johanneskapelle wie auch der Liebfrauenkapelle in Brixen scheinen weit eindeutiger zu sein, als der Autor sich bemüht, es darzustellen.

Tavernier bespricht der Vollständigkeit halber noch den Kreuzgang, die Gebäude des Bischofs und des Domkapitels sowie die Befestigung, um dann die „Bedeutungsgeschichte des Dombezirks“ zusammenzufassen. Er bringt zunächst noch einmal zum Ausdruck, daß die Bauten in einer frühchristlichen Tradition Oberitaliens stehen und somit in ihrer Gestalt dem entstehungszeitlich Üblichen nicht oder nur eingeschränkt entsprachen. Die Errichtung einer Doppelturmfront am Dom im 12. Jahrhundert und die Emporenanlagen der beiden Kapellen aus der Zeit um 1200 werden von ihm nochmals als Zeichen der Herrschaft hervorgehoben. Schließlich erkennt er den ummauerten Dombezirk als „sinnbildliche Veranschaulichung der Himmelsstadt“ und die Ausstattung, vor allem die Wandmalereien im Kreuzgang, die den eigentlichen Ruhm Brixens ausmachen, als „Spiegel der Frömmigkeit“. Wenn Ludwig Tavernier seine Ergebnisse auf den letzten Seiten seiner Arbeit resümiert (im Anhang mit Maßvergleichen, Quellen- und Literaturverzeichnis gibt es auch ein English Summary), liest sich alles viel einleuchtender als in dem vielfach mit Ausführungen über Untersuchungen und Beobachtungen der Bauforschung belastend durchsetzten Text. Ergebnis der Bauforschung ist auch ein Aufmaß des Dombezirks, das als Beilage 2 dem Buch beigegeben ist. Der Bildteil zeichnet sich durch seine Vollständigkeit in Verbindung mit dem Text aus, er ist deshalb in besonderer Weise instruktiv und lehrreich.

ERNST BADSTÜBNER

*Institut für Kunstwissenschaft
Universität Greifswald*

Giuseppe Tattolo: Castel del Monte – La Leggenda, il Mistero. Fasano di Brindisi: Schena 1997; 190 S., 298 teilw. farbige Abb.; ISBN 88-7514-919-4; Lire 70.000

Zu Lebzeiten Friedrichs II. von Hohenstaufen galt – abweichend von den heutigen Vorstellungen – das Brückentor von Capua als das bekannteste und eindrucksvollste Bauwerk, das in seiner Herrschaftszeit entstanden sei, und fand als einziges mittelalterliches Bauwerk in den *Gesta Romanorum* Erwähnung. Diese Stellung verlor das Brückentor erst nach seiner weitgehenden Zerstörung im 16. Jahrhundert. Wie andere friderizianische Bauwerke, so Castel Maniace in Syrakus und wohl auch Castel del Monte (s.u.), wurde das Brückentor – nachdem es seiner berühmten „Schildwand“ beraubt worden war – aufgrund neuer Wehrtechniken auf eine niedrigere Höhe zurechtgestutzt. Die meisten friderizianischen Kastelle – von Castel del Monte bis zum Hafenkastell von Augusta – wurden in der Folge zu Gefängnissen umgewidmet und damit der Öffentlichkeit entzogen. Dementsprechend werden sie auch in der frühen Guidenliteratur nicht erwähnt.

Ende des 19. Jahrhunderts ist es – nach den Vorarbeiten von Heinrich Wilhelm Schulz – die begeisterte Schilderung Castel del Montes durch Ferdinand Gregorovius bzw. Cornel von Fabriczys *Enthusiasmus für das Brückentor von Capua*, die das Interesse der sich entwickelnden universitären Kunstgeschichte an diesen Bauwerken weckt.